

daß deren Anfang „zweifelsfrei erst in der Latènezeit A“ liege (S. 59), keineswegs zwingend zu sein. Zunächst fällt auf, daß Verf. in der Frage des Siedlungsbeginns eine merkwürdige Inkonsistenz erkennen läßt. Als Zeugen der ausgehenden Hallstattzeit führt H.-H. Wegner selbst Steigbügelring und tordierten Ring an (S. 45f.), denen er später mit Hinweis auf die Nachbargebiete vor allem Gefäße mit verlaufendem S-Profil anschließt (S. 60); und für die Strichverzierung zeigt er immerhin „die Fortentwicklung aus den regionalen Hallstatt-Gruppen“ der Umgebung auf (S. 63). Als hallstättisch ließen sich unter der abgebildeten Tonware etwa die einfache S-Profil-Schüssel mit ausdünnendem Rand (Taf. 12, 7; 53, 2) oder die vereinzelt vorkommende Schüssel mit tiefliegendem Schwerpunkt (Taf. 72, 15; 78, 3) ohne weiteres herausheben.

Möglicherweise hat bei dem schließlichen Minimalansatz: „Übergang von Hallstatt- und Latènezeit“ (S. 73), womit zugleich der eindeutigen Entscheidung ausgewichen ist, unausgesprochen und neben den (neuerdings gerade für diese Periode in Kritik geratenen) Dendrodaten auch die in den siebziger Jahren vorherrschende Meinung mitgespielt, daß selbst rein hallstättische Erzeugnisse gebietsweise – und dann erst recht an den Flanken – schon der beginnenden Latènezeit angehörten. Sicherheit erhält man nicht. Als Vorläufer der Hallstattzeit wird die unmittelbar benachbarte Lützelburg angeführt (S. 59; 73). Für die Kenntnis des hallstättischen Umfeldes wäre es von Nutzen gewesen, wenn sich der Leser über die dortige Tonware selbst ein Urteil hätte bilden können. Diese Hilfestellung ist leider versäumt worden. Ein Bild hätte manches bewirkt! Ohne jede Anschauung leuchtet es schwerlich ein, daß die vorwiegend „grobe Siedlungskeramik ... mit ... Fingertupfenzier“ von der Lützelburg den vorgeblichen Epocheneinschnitt zum Christenberg darzustellen und zu überbrücken vermöchte. Vorerst erscheint ein durchweg erst nachhallstattzeitlicher Ansatz des Christenberges nicht hinreichend beglaubigt.

Für den westlichen Mittelgebirgsraum hat H.-H. Wegner einen sehr bezeichnenden Ausschnitt unserer Quellen erschlossen. Anders als im Süden und Nordosten liegt das eisenzeitliche Fundspektrum zwischen mittlerem Rhein und Saale hauptsächlich aus Siedlungen und da als Keramik vor. Einer wenig attraktiven Tonware müssen Folgerungen über Zeitstellung, Beziehungsgefüge und Wesen der Besiedlung abgerungen werden, alles auf der Grundlage der meist mühseligen Gliederung von Trümmerstücken. Verf. hat sich dieser Mühe gestellt und dabei die ins Einzelne gehende theoretische Schematisierung dem praktischen Bedürfnis der Ordnung einer variablen keramischen Masse anzupassen gewußt. Es ist für die Fixierung namentlich der Grobkeramik ein günstiger Umstand, daß die Besiedlung des Christenberges die jüngere vorrömische Eisenzeit nicht erreichte. Die Kenntnis des Zeitraumes davor ist dank der umsichtigen und vertiefenden Materialvorlage H.-H. Wegners zum Nutzen der vergleichenden Forschung besonders Hessens und Thüringens um ein weiteres Stück vorangebracht worden.

Karl Peschel

**Mercedes Vegas, Mulva II.** Die Südnekropole von Munigua, Grabungskampagnen 1977 bis 1983. Madrider Beiträge, Band 15. Verlag Philipp von Zabern, Mainz am Rhein 1988. ISBN 3-8053-0956-2; ISSN 0179-2873. X, 96 Seiten mit 13 Abbildungen und 4 Tabellen, 87 Tafeln mit 312 Strich- und 59 Fotoabbildungen, 7 Beilagen.

Im zweiten Band der Grabungsergebnisse aus dem südspanischen Municipium Munigua (Prov. Sevilla) legt M. Vegas knapp 100 Brandgräber aus der Zeit von der Mitte des 1.

bis Mitte des 2. Jahrhunderts aus der Südnekropole vor, die erst ausschnittweise erforscht ist. Auch wenn deshalb eine vollständige Auswertung der Befunde noch nicht möglich ist, bieten die bisher ergrabenen Gräbergruppen, die meist innerhalb z.T. schwer oder noch nicht deutbarer Abschränkungen und Einfriedigungen liegen, neue Erkenntnisse über die Grabsitten und ergänzen die 1973 von K. Raddatz in Mulva I publizierten Gräber der Ostnekropole.

Die Südnekropole wurde in späterer Zeit (Ende 2. Jahrhundert?) durch den Bau der Stadtmauer zerschnitten und einige Gräber dabei zerstört. Daß der Friedhof jedenfalls in diesem Bereich damals nicht mehr benützt wurde, zeigt auch ein Grabaltar, der als Spolie im Fundament der Stadtmauer zutage kam (S. 8; 14; 22).

Bei den 98 Gräbern handelt es sich fast ausschließlich um Urnengräber. Dazu kommen einige Brandschüttungsgräber (Grab 93 mit Textilresten einer Stoffumhüllung) und vier erst teilweise ausgegrabene Busta (davon Grab 31 mit Libationsröhre). Als Urne diente mehrheitlich ein Tontopf mit einer Schale als Deckel oder eine Glasurne, die stets von einem Bleibehälter geschützt war.

Die anthropologische Beurteilung (S. 68 ff.) ist noch nicht abgeschlossen; erste Bestimmungen liegen teilweise für die Gräber 1–86 vor; die Gräber 87–98 hat Verf. nach anderen Kriterien (Beigaben, Größe des Leichenbrandes, vgl. S. 69) bestimmt. Neu sind die sorgfältigen Analysen einiger Urneninhalte, die sehr instruktiv das Einbringen der ausgelesenen Leichenbrandreste und der oft nicht verbrannten Beigaben in die Urne illustrieren (Abb. 6; 7).

Interessant ist, daß die Beigabensitte im Laufe der Zeit zunimmt. Alle reichhaltiger ausgestatteten Gräber gehören ins späte 1. und 2. Jahrhundert (Z 5–7 der Tabelle 3). Die Ausstattungstabelle nach S. 68 ist nach Grabnummern geordnet und deshalb wenig übersichtlich. Gliedert man nach den bestimmbar Frauen- und Kinderbestattungen bzw. den unbestimmbar Inventaren (unter denen sich viele Männergräber verbergen werden), zeichnen sich die (erkennbar) Regeln der Grabausstattung deutlicher ab (S. 65 ff.). Nach verbreiteter mediterraner Sitte folgten den Frauen und sogar einigen Mädchen (hier wäre eine genauere Altersbestimmung von Interesse) Spiegel und anderes Toilettgerät ins Grab. Ebenso erscheinen Spindel und Wirtel, vielleicht in Verbindung mit einem nicht erhaltenen Rocken, in mehreren Gräbern als Attribute der Frau.

Weitere Untersuchungen müßten abklären, ob die nur im 1. Jahrhundert belegten kleinen Tonkisten einen den Frauen und Mädchen vorbehaltenen Leichenbrandbehälter darstellen, stammen doch 7 der 11 aus ungestörten Gräbern geborgenen Exemplare trotz schwächerer Beigabensitte aus sicher weiblichen Bestattungen. Bei den 17 Kindern fällt auf, daß mit Ausnahme des jungen Mädchens/Frau (?) in Grab 97, in dem sich übrigens nicht weniger als 180 Astragali fanden, keine Glasurnen vorkommen und daß bei den öfters unvollständigen Tonurnen kaum je ein keramischer Urnendeckel vorkommt (ob die Kindergräber allgemein weniger eingetieft und deshalb im oberen Bereich öfters gestört waren?).

Der sorgfältig ausgestattete Band erweitert dank genauer Beobachtungen und guter Illustrationen die Kenntnisse über die kaiserzeitlichen Bestattungssitten Spaniens in willkommener Weise.

Stefanie Martin-Kilcher

László Barkóczy, *Pannonische Glasfunde in Ungarn*. Studia Archaeologica IX. Verlag der ungarischen Akademie der Wissenschaften, Akadémiai Kiadó, Budapest 1988. ISBN 963-05-4286-2. 223 Seiten mit 4 Abbildungen und 117 Tafeln.

Der Publikationsstand der römischen Gläser in Ungarn ist offensichtlich recht gut. Rund Zweidrittel der 556 Katalognummern des vorliegenden Buches sind bereits veröffent-